

Soziale Bedingungen psychischer Belastungen: Flexibilität, Individualität und Prekarität¹

Ueli Mäder, Hector Schmassmann

Institut für Soziologie, Universität Basel, Switzerland

Funding / potential competing interests: No financial support and no other potential conflict of interest relevant to this article was reported.

Summary

Flexibility, individuality and insecurity: how social conditions mediate the psychological effects of new forms of work

The media frequently report the increasing prevalence of mental illness, enthusiastically supporting psychiatric experts' views that many illnesses have societal causes. Hectic lifestyles and stress stand out as causes of such illnesses. In this paper, Ueli Mäder and Hector Schmassmann investigate the social conditions associated with mental illness. Although a direct causal link cannot be scientifically proven, societal changes have far-reaching consequences for people's mental and spiritual health. Amongst these changes, individualisation and flexibilisation are having profound effects, which are expressed in individuals' lifestyles and in the organisation of work. The debate into how far flexibilisation leads to precarity is controversial. Whether precarity results from flexibilisation depends on the resources available to each individual which is also tied to his or her cultural situation. In western industrial countries today, people must be themselves if possible. They need to adapt to rapid change. Flexibility stands out as the new economic imperative. The forces of the market economy push individuals to undertake part-time work, short-term contracts and mini-jobs. On one hand enterprises widen their freedom, on the other hand collective agreements are weakened, with the aim of raising the efficiency of production. Some portray this flexibility as the possibility to strengthen entrepreneurial capabilities. Others criticise the contraction of social cohesion by pointing out how mental strain has increased.

Social insecurity increases even in the case of rich societies. Regulated working conditions are eroded, affecting ever increasing numbers of people. Until the mid-1970s a social compromise was valid for most wage earners. Politically, liberalism dominated. It treated capital and labour as of equal worth. Since the end of the 1980s an Anglo-Saxon influenced market liberalism displaced this understanding. It gave greater weight to capital than labour, dissolved social rules and legitimised social inequality. In this way, individuals are thrown more on their own means. They dread their future and suffer from fear. Many withdraw or, on the contrary, grasp these opportunities with enthusiasm. One possible outcome is depression. This is illustrative of the difficulty of being oneself. Added to this is the declining influence of influential institutions, like family and school, which mediate norms and values. This is how the individual is more thrown on his or her own means and responsible for success, which is all the more out of reach of those who possess less economic, cultural and social capital.

Key words: individuality; flexibility; insecurity; mental illness; social change

Korrespondenz:

Professor Ueli Maeder
Institut für Soziologie
Petersgraben 27
CH-4051 Basel
Switzerland
[ueli.maeder\[at\]unibas.ch](mailto:ueli.maeder[at]unibas.ch)

Einleitung

Nur 13% der Arbeitnehmenden geben in der Schweiz laut einer SECO-Studie von 2010 an, keinen beruflichen Stress zu spüren. 86% berichten über Stress, der sich allerdings kompensieren lasse. 34% fühlen sich «häufig / sehr häufig» gestresst [1]. In den letzten Jahren haben sich offenbar auch die Arbeitsausfälle aufgrund psychischer Erkrankungen erhöht [2]. Und aktuelle Medienbeiträge thematisieren die Frage sozialer Bedingungen von psychischen Belastungen. Einzelne versuchen uns direkte Zusammenhänge sehr drastisch vor Augen zu führen. Ob zu Recht, wird hier weiter diskutiert. «Patient Seele» titelt beispielsweise «Der Spiegel» [3]. Er verweist darauf, wie das hektische Leben am Limit gerade auch bei Ärzten und beim Pflegepersonal zunehmend zu Burnout führe. Stress erscheint als Volkskrankheit mit erheblichen psychischen Folgen. «Das Magazin» beschreibt den «König Krebs» sogar als pathologischen Spiegel unserer eigenen Existenz, als ein Zerrbild das zeige, wie trügerisch unsere Wahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit sei [4]. Wie keine andere Krankheit folge der Krebs der Logik der darwinschen Evolutionstheorie. Und laut «TagesWoche» erkrankte in der Schweiz jede fünfte Person im Laufe ihres Lebens an einer klinisch relevanten Depression [5]. So weit angedeutete Befunde, die schwierig nachweisbar sind. Das gilt vor allem für die Verknüpfung sozialer Bedingungen mit psychischen Erkrankungen, mit denen wir uns hier befassen.

Der französische Soziologe Alain Ehrenberg hat mit seinem Buch «*La Fatigue d'être soi*» (1998) viel Aufsehen erregt und versucht, den wachsenden «Erfolg» des Phänomens der Depression in zeitgenössischen Gesellschaften zu erklären. Die Depression gilt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als ein weitverbreitetes Symptom für die Schwierigkeit, sich «selbst zu sein». Mit dem Niedergang und dem schwindenden Einfluss bedeutender Institutionen, die – wie Familie und Schule – zentrale Normen und Werte vermitteln, ist das Individuum zum «Meister seines Schicksals» geworden: Es ist fast allein für die Erfolge in seinem Leben und für die Leistungen verantwortlich, die zu erbringen sind. Die Folge davon ist, dass es verletzlich, verunsichert und anfälliger ist für gesundheitliche Probleme. Denn ihm fehlt der äussere Halt, der ihm vermittelt, wie es sich in sozialen Interaktionen zu verhalten habe. Der Mangel an Richtlinien und Vorgaben trägt dazu bei, die Gefahr

1 Symposium Liestal, «Das Soziale in der Psychiatrie – gesellschaftliche Verhältnisse und psychiatrischer Alltag», 10. November 2011, Liestal.

psychischer Ermüdung und depressiver Verstimmungen zu erhöhen. Dementsprechend werden auch gesellschaftliche und unternehmerische Misserfolge einzelnen Individuen angelastet.

Wir gehen im Folgenden auf soziale Bedingungen ein, die zu psychischen Belastungen führen können. Direkte Kausalitäten lassen sich dabei kaum feststellen. Plausibilitäten weisen jedoch darauf hin, wie soziale Veränderungen auch das Leiden von Individuen lindern könnten.

Individualität

Die Begriffe Individualität, Individualisierung und Individualismus sind heute im sozialen Diskurs weitverbreitet. Der soziologische Gehalt bezieht sich vorwiegend auf das emanzipatorische Ausbrechen aus traditionellen Zwängen. Er darf weder mit der moralischen noch mit der methodologischen Bedeutung verwechselt werden. Die moralische Bedeutung stellt das Individuum prinzipiell über das Kollektiv. Die methodologische favorisiert das Individuum als kleinste Analyseeinheit in einem Nutzen optimierenden Forschungskalkül. Und mit Individualismus ist das Verabsolutieren der Individualität einzelner Menschen gemeint. Die Individualisierung bezeichnet im Wesentlichen einen länger dauernden Prozess, in dessen Verlauf sich das Individuum als Subjekt konstituiert. Dieser Prozess wird gemeinhin mit Demokratie und Markt in Verbindung gebracht. Klassische Ansätze stammen von Autoren wie Alexis de Tocqueville, Émile Durkheim und Georg Simmel. Auf sie wird immer wieder verwiesen. Die Theorien der Individualisierung sind mit einer Erzählung der Moderne verbunden, die sich in zwei Phasen unterscheiden lässt. Die erste Phase bezieht sich auf Prozesse der mechanischen Beschleunigung, die vornehmlich im Kontext der Industrialisierung zu verorten sind. Die zweite Phase verbindet sich mit der reflexiven Moderne, die viel mit der Fähigkeit zu tun hat, das zu antizipieren, was sich in der Zukunft ereignen könnte. Im Wesentlichen geht es bei der Individualisierung darum, dem einzelnen Menschen neue Möglichkeiten zu eröffnen, die ihn dabei unterstützen, sich aus kollektiven Zwängen und positionalen Zuschreibungen zu befreien. Doch eine Kehrseite von Individualisierung ist die zunehmende Erfahrung von Ungewissheit, Angst und Unsicherheit und der Appell an mehr Selbstverantwortung. Der Einzelne muss die Fähigkeit erwerben, sich anzupassen, indem er Selbstbeherrschung, psychische und affektive Flexibilität an den Tag legt. Folglich werden von ihm fortan weniger Disziplin und Gehorsam denn Flexibilität, Veränderung und Schnelligkeit erwartet. Aus dieser Sicht betrachtet ist Individualisierung untrennbar mit einem neuen institutionellen Modell verbunden, in dessen Rahmen sich eine neue Stufe individueller Normalisierung etabliert, deren Methoden sanft, aber zugleich allumfassend sind. Denn sie bestimmen sämtliche Bereiche des Privatlebens. Viele Menschen erleben diese Aufforderung nach Selbstverantwortung, Selbstgestaltung und Selbstentwicklung jedoch als psychische Belastung.

Das Paradigma der Individualisierung hat in der modernen Sozialtheorie seinen festen Platz. Soziologische Ansätze setzen sich aus unterschiedlicher Tradition mit den gesell-

schaftlichen Prozessen der Individualisierung auseinander. Wichtig sind die Erklärungen von Ulrich Beck, Anthony Giddens und Charles Taylor. Sie veranschaulichen, wie sehr das Gestalten und Konstituieren von Individualität das soziale Leben von Menschen prägt. Während Anthony Giddens oder François de Singly vor allem die emanzipatorische Dimension der Individualisierung betonen, problematisieren Richard Sennett oder Alain Ehrenberg mehr die Fragilität und Verunsicherung, die mit der Individualisierung einhergehen. Im Vordergrund der Debatten stehen sowohl die Autonomie und Reflexivität als auch die Isolation und Risiken. Wir betrachten im Folgenden drei kritische Perspektiven, die ihr Augenmerk besonders auf Schwächen des zeitgenössischen Individualismus richten. Die kritischen Sichtweisen entwickelten sich zunächst in den Vereinigten Staaten. Sie beziehen sich vorwiegend auf Beobachtungen, die aus den 1960er und 1970er Jahren stammen.

Soziologe Richard Sennett [8] beschreibt neue Formen der «Tyrannei der Intimität», die sich deutlich von den traditionellen Formen der Tyrannei des *Wir* unterscheiden. Er stellt fest, dass sich die Intimität zunehmend «tyrannisch» gebärdet und als dominante Bezugsgrösse in unseren Gesellschaften durchsetzt. Dabei kommt es unweigerlich zu einem Verfall und Ende der Öffentlichkeit, die unter den fortwährenden Anforderungen der Intimität zunehmend an gesellschaftlicher Bedeutung verliert. Der «Narziss-Mythos» stellt dar, dass man in seinem eigenen Spiegelbild ertrinken kann. Der Historiker und Philosoph Christopher Lasch (1932–1994) verfeinert die Erforschung des «Zeitalters des Narzissmus» [9]. In dieser Konstellation ist das «Ich» in besonderer Weise auf andere angewiesen: Die narzisstische Persönlichkeit fühlt sich zwar immer wieder illusionär allmächtig. Sie ist aber umso mehr darauf angewiesen, viel Bestätigung zu erhalten, um sich selber zu achten. Die narzisstische Persönlichkeit ist in hohem Masse auf ein Publikum angewiesen, das sie bewundert. Ohne dieses Echo kann sie nicht leben. Ihre scheinbare Freiheit von familiären Bindungen und institutionellen Zwängen befähigt sie keineswegs, auf eigenen Füßen zu stehen oder sich über ihre Individualität zu freuen. Im Gegenteil: Die Individualität verunsichert. Und Halt erfährt die narzisstische Persönlichkeit vornehmlich dann, wenn sie ihr «grandioses Ich» in der Aufmerksamkeit anderer reflektiert sieht. So kommt es, dass sie ständig von einer «ängstlichen Selbstbeobachtung» beherrscht wird. Die narzisstischen Erwartungen werden aber zwangsläufig enttäuscht. Und die Frustrationen treiben zur weiteren Flucht vorwärts.

Angeregt durch eine andere Perspektive, die sich an jener des «frühen Foucault» orientiert, versucht Alain Ehrenberg, eine umfassende soziologische Deutung der epidemischen Ausbreitung depressiver Erkrankungen in der Gegenwart zu entwerfen [10]. Diese ist für ihn eine Reaktion auf die Tendenz zu einem bindungslosen Individualismus. Sie reagiert auf die allgegenwärtige Erwartung an das Individuum, das Leben autonom und selbstbestimmt zu gestalten. Seiner Meinung nach verweist der Individualismus zunächst auf zwingende soziale Normen. Wenn es nicht gelingt, den herrschenden Normen zu genügen, können «pathologische Störungen» auftreten. Alain Ehrenberg, der insbesondere die gesellschaftliche Entwicklung in

Frankreich vor Augen hat, betont zwei Zeitalter des zeitgenössischen Individualismus: In den 1960er und 1970er Jahren herrscht die Norm der «personalen Identität». Man soll «sich selbst sein». Das bewirke bei einigen Menschen das Auftreten verschiedener Formen tiefer «Verunsicherung der Identität». In den 1980er Jahren kommt die Norm des «individuellen Handelns» hinzu, ohne die frühere zu verdrängen. Man muss jetzt weiterhin «erfolgreich sein», wobei alle für ihr Handeln oder Nicht-Handeln alleine verantwortlich sind. Damit erhöhen sich die «Angst vor dem Scheitern» und die Angst, «nicht mithalten zu können». Sie erscheinen als quasi pathologische Kehrseite.

Die Theorien der Individualisierung sind in der Soziologie der Familie, der Religion und des zivilgesellschaftlichen Engagements weitverbreitet, stossen aber keineswegs auf einhellige Zustimmung. Sie finden in zentralen soziologischen Theorien wenig Beachtung oder heftige Kritik. So stellt sich mit Recht die Frage, ob die Figur des Individuums ein primär modernes und westliches Konstrukt ist. Als mechanistisch erweist sich in der Tat die kategoriale Gegenüberstellung von Tradition und Moderne, von Individualismus und Holismus, von einem Vorher und Nachher, von Alt und Neu. Sie begegnet uns, so eindeutig konstruiert wie eine karikaturistische Verzerrung. Die für die Untersuchung relevanten Prozesse weisen jedenfalls eine hohe Komplexität auf; egal, ob es sich um Ehescheidung, um neue Gläubigkeit oder um den Wandel des bürgerschaftlichen Engagements handelt. Alle diese Erscheinungen verlangen differenzierte Zugänge. Einheitliche Analyseschemata sind zu reduktionistisch. Sie verkennen auch wichtige Potentiale von Individuen, die recht beweglich mit ihren Identitäten in Familie, Religion, Politik umgehen und so vielfältige Ressourcen nutzen. Deshalb ist es wichtig, die Frage der Individualisierung mit weiteren Kontexten zu verknüpfen. Zum Beispiel mit der sozialen Ungleichheit. Oder mit neuen Formen der Überwachung und der sozialen Kontrolle, die das Konstrukt des Individuums relativieren und kontrastieren.

Prekarität

Der Begriff der Prekarität bezieht sich auf die Instabilität und die Fragilität von Situationen. Er reagiert auf die Verunsicherung gegenüber der Zukunft und bündelt eine Vielfalt von Risiken, die zur Armut und zur Exklusion führen können. Eine Realität ist derzeit ein Arbeitsmarkt, der immer mehr Menschen ausschliesst. In diesem Kontext reicht die Prekarität weit über klar lokalisierbare Gruppen hinaus. Das Risiko zur Exklusion ist zwar ungleich verteilt. Die Prekarität erweist sich aber, wie Robert Castel [11] überzeugend darlegt, als Querschnittsthema der Lohnarbeitsgesellschaft. Es bildet den Nährboden für ein neues Verhältnis zur sozialen Frage und unterscheidet sich grundlegend von jenem Phänomen, das die Zeit der «prosperierenden Nachkriegsjahre» kennzeichnete.

Prekarität ist mit einem Gefühl sozialer Unsicherheit verbunden, das sich unter vielen gesellschaftlichen Schichten und Klassen verbreitet. Doch ist es fast paradox, die Frage nach Sicherheit und Geborgenheit in entwickelten Ländern

wie den westlichen Wohlstandsgesellschaften so zu stellen. Denn wir leben in relativ gut abgesicherten Verhältnissen, die es zuvor kaum je gegeben hat. Es handelt sich also allem Anschein nach um eine exklusive Suche ohne Ende: Die Suche nach Sicherheit kann jedenfalls unendlich sein. Und sie ruft damit zwangsläufig immer weitere Mängel, Entbehrungen und Frustrationen hervor. Die Unsicherheit erweist sich so als Kehrseite einer Sicherheitsgesellschaft [12]. Die modernen Gesellschaften scheinen auf unsicherem Boden zu stehen. Das liegt auch daran, dass die Individuen nur beschränkt in der Lage sind, in sich selbst und in ihrem sozialen Umfeld die Fähigkeit zu entwickeln, für ihren Schutz zu sorgen.

Mit der Prekarität verbreitet sich ein diffuses Unbehagen. Pierre Bourdieu unterscheidet das «lagebedingte Elend» vom «positionsbedingten Elend» [13]. Mit Hilfe zahlreicher verstehender Interviews mit Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus stellte er fest, dass die aus alltäglichem Leiden resultierende «kleine Not» mit der Erfahrung von gesellschaftlicher Minderwertigkeit einhergeht und im Gefühl der Individuen zum Ausdruck kommt, innerhalb des jeweiligen sozialen Bezugsrahmens nicht genügend Anerkennung und Wertschätzung zu erfahren. Das positionsbedingte Elend [*misère de position*] bezieht sich auf die Perspektive jener, die es unmittelbar erfahren. Sie bleiben dabei in den Grenzen des Mikrokosmos gefangen. Und so erscheint das Elend zwangsläufig als «gänzlich relativ»; ja sogar als völlig unreal, wenn man es aus der Perspektive des Makrokosmos betrachtet. Und der Vergleich mit dem grossen lagebedingten Elend [*misère de condition*] wird häufig vorgenommen. Davon zeugen Redewendungen wie: «Du kannst dich nicht beklagen.» Oder: «Es gibt Schlimmeres!» Wer jedoch die grosse Not zum Mass aller Not erhebt, versagt sich, wesentliches Leiden wahrzunehmen und zu verstehen. Er übergeht ein Leid, das soziale Räume kennzeichnet. Und dies im Rahmen grosser Ordnungen, die unzählige «kleine Nöte» begünstigen. So nährt sich etwa die Furcht vor Exklusion von der Angst vieler Individuen, nicht mehr zu genügen, anerkannt zu sein oder sogar als minderwertig betrachtet und ganz ausgeschlossen zu werden.

Letztlich verweist die Prekarität auf zwei verschiedene Bedeutungen. Die erste ist der Mangel. Das Gefühl des Mangels bezieht sich auf das Nachlassen des Schutzes vor sozialen Risiken wie Armut und Arbeitslosigkeit. Die zweite Bedeutung verweist auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und dominante Formen der Herrschaft. Prekarität resultiert in der ersten Bedeutung aus dem Verlust sozialer Unterstützung. In der zweiten Bedeutung konstituiert sie sich aus einer gesellschaftlich zugeschriebenen Deklassierung. In dieser haben mannigfaltiges Leid und seelische Not ihren Ursprung. Dazu gehören der Verlust von Selbstvertrauen und das Gefühl von Nutzlosigkeit. In der einen wie der anderen Bedeutung handelt es sich um eine Bedrohung, die das Individuum und seine Angehörigen belasten. Beide Bedeutungen finden sich auch im Konzept beruflicher Prekarität. Wichtig ist dabei, ob das Verhältnis zur Beschäftigung oder das Verhältnis zur Arbeit als Grundlage der Analyse dient [14]. Das Verhältnis zur Beschäftigung verweist auf die Absicherungslogik des Wohlfahrtsstaats; das Verhältnis zur Arbeit auf die produktive Logik der Industriegesell-

schaft. Die Arbeitnehmenden sind in einer prekären Lage, wenn ihre Beschäftigung unsicher wird und sie ihre berufliche Zukunft nicht mehr überblicken können. Das ist der Fall bei Beschäftigten, die nur einen befristeten Arbeitsvertrag haben, aber auch bei denjenigen, die permanent von Kündigung bedroht sind. Diese Situation kennzeichnet sich durch eine starke ökonomische Verwundbarkeit und eine partielle Einschränkung der sozialen Rechte, zumal diese Rechte zum grossen Teil auf einer festen Beschäftigung beruhen. Den Arbeitnehmenden kommt aus diesem Grund nur eine untergeordnete Position in den sozialen Statuspositionen zu, wie sie der Wohlfahrtsstaat hierarchisch definiert. In diesem Fall lässt sich von einer Prekarität der Beschäftigung sprechen. Die Lage der Arbeitnehmenden ist aber ebenfalls prekär, wenn sie das Gefühl haben, dass ihre Arbeit nicht von Belang, schlecht bezahlt und innerhalb des Unternehmens wenig anerkannt ist. Erfährt ihr Beitrag zur gesellschaftlichen Produktion keine Wertschätzung, entwickeln sie das Gefühl, mehr oder weniger unnützlich zu sein. In diesem Fall lässt sich von einer Prekarität der Arbeit sprechen. Diese beiden Dimensionen der Prekarität sind eng miteinander verknüpft und auch gemeinsam zu untersuchen. Sie verweisen auf tiefgreifende Wandlungen des Arbeitsmarktes und auf strukturelle Entwicklungen der Arbeitsorganisation, die Menschen auch mehr Flexibilität abverlangen.

Flexibilität

In westlichen Ländern ist das Prinzip der Flexibilität mit einer allgemeinen Aufforderung gekoppelt: Menschen müssen heute möglichst bereit sein, sich jederzeit einem ständigen Wandel anzupassen. Flexibilität setzt sich als neuer ökonomischer Imperativ durch. Mutationen des Kapitalismus im späten 20. Jahrhundert drängen dazu. Teilzeitarbeit, befristete Beschäftigung und Minijobs weiten die unternehmerischen Freiheiten aus. Das Aufweichen vertraglicher Vereinbarungen soll die Effizienz der Produktion erhöhen. Privilegierte würdigen die Flexibilität als unternehmerische Innovation und Emanzipation von bürokratischen Zwängen. Eine Flexibilisierung von Arbeit und Beschäftigung, die keiner kollektiven Steuerung unterliegt, schränkt jedoch soziale Regulationen, Sicherungen und gewerkschaftlichen Einfluss ein. Sie wirkt sich auch auf die psychische Belastung und seelische Gesundheit von Arbeitnehmenden aus. Einseitig Abhängige verlieren so viel Boden unter den Füßen.

Zygmunt Bauman und Ulrich Beck, zwei Theoretiker der «reflexiven» bzw. «flüchtigen» Moderne, haben das Thema Flexibilität in das Zentrum ihrer zeitdiagnostischen Beschreibung gesellschaftlichen Wandels gelegt. Dies ist kein Zufall. Sie legen allgemeine Analysen (allerdings ohne empirische Evidenz) vor, die von aufwühlender Ausdruckskraft sind. Auch Richard Sennett (1998), der Leute aus dem Hightechsektor in den USA interviewt hat, kommt zu dem Ergebnis, dass die Identität der Arbeitnehmenden weltweit bedroht ist (*the corrosion of character*, schreibt er). Er wendet sich gegen neue Formen des Kapitalismus. Und er wirft diesen auch vor, ein höheres Mass an Flexibilität zu verlangen [15]. In ganz Europa findet das Thema der zerstörerischen

Auswirkungen der Flexibilisierung grosse Resonanz, da die Angst vor Prekarität enorm gross ist. Die erwähnten Essays geben vor allem Aufschluss über die gesellschaftlichen Vorstellungen, die in der globalisierten Welt herrschen. Sie beschreiben in allgemeiner Weise jene Phänomene, die gehäuft auftreten und als bedrohlich wahrgenommen werden. Sie vernachlässigen dabei sowohl die Rolle der Akteure als auch die geographische und kulturelle Variabilität sozialer Konstruktionen. Zudem vernachlässigen sie wohl die soziale Ungleichheit, die mit dieser Variabilität verknüpft ist. Ein anderes Bild vermittelt eine detaillierte empirische Analyse zur Prekarität und zur Flexibilität von Beschäftigung. Sie zeigt, wie die Folgen je nach Land sehr verschieden sein können. Sie variieren auch je nach wohlfahrtsstaatlichen Institutionen und nach sozialen Kategorien. Wer Genaueres erfahren will, muss bereit sein, diese Zusammenhänge weiter zu differenzieren.

Die soziale Unsicherheit kehrt offenbar in reiche Gesellschaften zurück. Quasi normale Arbeitsverhältnisse erodieren. Mit «Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung» bezeichnen Robert Castel und Klaus Dörre die soziale Frage zu Beginn des 21. Jahrhunderts [16]. Castel beschreibt die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit, an der unzählige Menschen in westeuropäischen Ländern leiden [17]. Sie tun dies seit dreissig Jahren wieder vermehrt. Bis Mitte der 1970er Jahre profitierten die Lohnabhängigen vom sozialen Kompromiss des industriellen Kapitalismus. Seither sind die Individuen immer mehr auf sich selbst gestellt. Sie leben «von der Hand in den Mund» und bangen um ihre Zukunft. Die Erwerbstätigen erfahren, wie sich die Arbeitsorganisation individualisiert. Die verordnete Flexibilität führt zu quasi planwirtschaftlichen Transformationen. Castel bezeichnet das sukzessive Abhängen als «kollektive Entkoppelung». Betroffene reagieren darauf mit Ressentiments. Dieses gemeinsame Merkmal reicht aber nicht aus, um eine widerständige Kultur zu begründen. Auch weil sich die Flexibilität – je nach beruflicher Tätigkeit – recht unterschiedlich auswirkt.

Soziale Bedingungen

Die «finanzgetriebene Landnahme» hat eine historisch neue Form der Prekarität hervorgebracht und den fordistischen Typ der Lohnarbeit verdrängt [18]. Diese neue Form der kapitalistischen Landnahme beschreibt Konturen, die marktbegrenzende Institutionen und Regulationssysteme umformt, aushöhlt und schwächt. Eine erste Form von Prekarität entstand bereits zuvor durch die frühkapitalistische Lohnarbeit. Sie vereinnahmte die Werk­tätigen, bevor sie aus Gewohnheit und Erziehung die Anforderungen der neuen Produktionsweise als natürlich erachteten. Das wirtschaftliche System benötigte eine subproletarische Reservearmee. Und die qualifizierten Fachkräfte konnten sich zunächst über diese Prekarität erheben. Eine gewisse Entprekarisierung brachte dann die fordistische Landnahme. Sie überlagerte gewachsene Sozialbeziehungen mit wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen. Das Regime der organisierten Zeit integrierte und disziplinierte die arbeitende Klasse. Die Vollbeschäftigung kam mit eher marginaler Prekarität aus. Der florierende Kapitalismus schien keine

Reservearmee mehr zu benötigen, behandelte allerdings die Frauen als solche.

Heute ist die fordistische Gestalt mit eher marginaler Prekarität weitgehend passé. Seit den 1970er Jahren setzte sich vor allem die finanzgetriebene Landnahme durch. Sie verbindet die Kapitalakkumulation mit flexiblen Produktionsmodellen. Die finanzgetriebene Landnahme privatisiert die marktförmige Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem Solidarprinzip. So ist ein Regime der kurzzyklischen Zeit entstanden. Dörre verortet hier eine wesentliche Ursache für die neue Prekarisierung. Löhne, Arbeitszeiten und Arbeitsbedingungen sind zu Restgrößen verkommen. Sie werden flexibel an fremdbestimmte Auftragslagen angepasst. Geplante Gewinnmargen geben den Ton an. Finanzmarkt und Prekarität sind somit zwei Seiten einer Medaille. Die Privatisierung öffentlicher Unternehmen entspricht dieser Logik. Auch der Staat hat sich an dieser Landnahme zu orientieren. Er tut dies beispielsweise, indem er die öffentlichen Verwaltungen nach Prinzipien des New Public Managements konzipiert.

Ein neuer Geist des Kapitalismus kennzeichnet die finanzgetriebene Landnahme. Er ideologisiert die Freiheit als Restrukturierung im Namen von Eigenverantwortung. In Deutschland haben allerdings, so Dörre, die Mehrzahl der Beschäftigten noch formal geschützte Arbeitsplätze. Gleichwohl vollzieht sich ein Übergang von marginaler zu disqualifizierender und diskriminierender Prekarität. Die Prekarisierung ist je länger, desto weniger eine Exklusion sozial Randständiger. Sie äussert sich vielmehr in drei Strukturformen. Am unteren Ende befinden sich erstens die Überzähligen. Dazu gehören vor allem die Arbeitslosen. Die Ausgrenzung vollzieht sich nicht aus der Gesellschaft, sondern innerhalb der Gesellschaft. Von den so beschriebenen Überzähligen lassen sich dann zweitens jene Prekarisierten unterscheiden, die als Leiharbeitende eine unsichere, niedrig entlohnte Arbeit haben. Eine versteckte Form von Prekarität existiert drittens innerhalb formal noch sicher Beschäftigten. Sie müssen ständig fürchten, ihren Status ebenfalls zu verlieren.

Die Wiederkehr des Verdrängten äussert sich auch in Form von Unruhen. Die Gewalt von unten entsteht aus der Deklassierung. Soziologe Loïc Wacquant [19] deutet den Aufstand als Folge gebrochener Herzen. Er beschreibt den Fluch, innerhalb einer reichen Gesellschaft überzählig zu sein. Die soziale Polarisierung verstärkt auch die räumliche Segregation. Sie schafft Sozialräume, aus denen innerstädtische Gettos entstehen können. Nach unseren eigenen Studien zur sozialen Ungleichheit weisen heute etliche Anzeichen darauf hin, dass sich bei sozial Benachteiligten die Resignation teilweise in Wut verwandelt. Die Wut über abgehobene Managerlöhne kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen.

Die Definition psychischer Erkrankungen wie Burnout und Depression ist ein ständiger Ort von Interessenkonflikten. Im September 2008 führte das französische Meinungsforschungsinstitut IFOP bei 1001 Mitarbeitenden und 604 Personalverantwortlichen eine interessante Umfrage durch. Die Mitarbeitenden nannten folgende Gründe für die Beeinträchtigung ihrer psychischen Gesundheit: erstens mangelnde Anerkennung, zweitens die Erhöhung der Arbeitsbelastung, drittens zunehmende bürokratische Kontrolle von Arbeit, viertens Sorgen um die berufliche Zukunft und fünftens abnehmende Solidarität unter den Arbeitskollegen. Die befragten Personalverantwortlichen erwähnten hingegen «Probleme im Privatleben» als wichtigsten Grund. So erweist es sich in der Praxis als schwierig, die Wahl oder den Erfolg einer bestimmten Krankheitsbezeichnung zu benennen, ohne gleichsam das gesellschaftliche Umfeld und die konkreten Arbeitsbedingungen zu präzisieren. Denn zahlreiche Faktoren sind von grosser Bedeutung: so zum Beispiel die Berufskultur, in der eine Offenheit für die praktische Anwendung psychologischen Wissens vorhanden ist. Wichtig sind auch die Art und der Grad der betrieblichen oder gewerkschaftlichen Organisation. Diese kann ebenfalls dazu beitragen, die Arbeitsbedingungen zu humanisieren, statt soziales Leiden vornehmlich zu individualisieren.

Literatur

- 1 SECO, editor. Stresstudie 2010. Stress bei Schweizer Erwerbstätigen. Bern; 2011.
- 2 BSV, editor. IV-Statistik 2010. Bern; 2011.
- 3 Patient Seele, Der Spiegel – Wissen. Nr. 1, 2012.
- 4 Haffner P. König Krebs. Das Magazin. 2012;9:26–33.
- 5 Winter D. Die Krankmacher. TagesWoche. 2012;10:6–9.
- 6 Summer E. Macht die Gesellschaft depressiv? Bielefeld: Transcript; 2008.
- 7 Ingenkamp K. Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit. Bielefeld: Transcript; 2012.
- 8 Sennett R. The fall of public man. New York: Knopf; 1977.
- 9 Lasch C. The culture of narcissism. American life in an age of diminishing expectations. New York: W.W. Norton; 1979.
- 10 Ehrenberg A. La fatigue d'être soi: dépression et société. Paris: Odile Jacob; 1998.
- 11 Castel R. Les métamorphoses de la question sociale: une chronique du salariat. Paris: Gallimard; 1995.
- 12 Castel R. L'insécurité sociale: qu'est-ce qu'être protégé? Paris: Le Seuil; 2003.
- 13 Bourdieu P. La misère du monde. Paris: Le Seuil; 1993.
- 14 Paugam S. Le salarié de la précarité. Les nouvelles formes de l'intégration professionnelle. Paris: PUF; 2000.
- 15 Sennett R. The Corrosion of Character. The personal consequences of work in the new capitalism. New York: W.W. Norton; 1998.
- 16 Castel R, Dörre K, editors. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus; 2009.
- 17 Castel R. Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In: Castel R; Dörre K, editors. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus; 2009. p. 21–34.
- 18 Dörre K. Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus. In: Castel R; Dörre K, editors. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus; 2009. p. 35–64.
- 19 Wacquant L. Die Wiederkehr des Verdrängten – Unruhen, «Rasse» und soziale Spaltung in drei fortgeschrittenen Gesellschaften. In: Castel, R; Dörre, K, editors. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus; 2009. p. 85–112.